

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 55 (1961)
Heft: 2

Rubrik: Geschwätz

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geschwätz

Personen: Leberecht Redlich, Kassier des Turnvereins Reckhausen — Annemarie, seine Frau — die Rechnungsrevisoren des Turnvereins — die Leute.

Der Briefträger hatte Frau Redlich eine Nachnahme für 35 Franken gebracht. Aber Frau Redlich konnte sie nicht einlösen, denn es war Ende des Monats und sie hatte zu wenig Geld im Hause.

«Wissen Sie was», sagte sie zum Briefträger, «ich komme morgen auf die Post, um die Nachnahme einzulösen — oder nein, warten Sie!» Frau Redlich öffnete mit einem Nachschlüssel die Kassenschatulle des Turnvereins, entnahm ihr ein Zwanzigernötli und bezahlte dem Briefträger die Nachnahme. Frau Redlich sagte zu sich selber: «Heute abend bringt mein Mann den Zahltag, dann sage ich es ihm wegen den 20 Franken, damit er sie sofort in die Vereinskasse legt.»

Frau Redlich hätte die Vereinskasse nicht antasten sollen, denn Vereinskassen sind unantastbar für private Zwecke. Sie hatte das zu wenig bedacht. Und nun ging es ganz dumm: Frau Redlich bekam ein Telefon, ihre Mutter sei in das Spital gebracht worden, Verkehrsunfall! Darüber geriet Frau Redlich dermaßen in Aufregung, daß sie das mit den 20 Franken völlig vergaß. Als ihr Mann nach Hause kam, fand er einen Zettel auf dem Küchentisch: «Ich bin im Spital bei meiner Mutter. Sie ist verunglückt. Annemarie.» Von den 20 Franken hatte sie, begreiflicherweise, nichts geschrieben. Das war fatal, denn nun ging es noch dümmmer:

Ausgerechnet an diesem Abend erschienen unangemeldet die beiden Rechnungsrevisoren des Turnvereins zum Kassensturz. Da fehlten die 20 Franken! Man rechnete und suchte eine geschlagene Stunde lang und fand weder die 20 Franken noch einen Fehler in der Rechnung. Leberecht Redlich stand vor einem Rätsel. So etwas war ihm noch nie passiert. Er griff in seine Brieftasche, entnahm ihr eine Zwanzigernote und

legte diese in die Vereinskasse. Damit war die Sache für die Rechnungsrevisoren abgetan. Sie unterschrieben den Revisionsbericht zwar mit einem «richtig befunden», doch sowas wie ein Unbehagen blieb bei allen dreien zurück. Hauptsächlich bei Leberecht Redlich. Er hatte das Gefühl, er stehe als Vereinskassier nicht so ganz sauber da.

Gegen Mitternacht kam seine Frau zurück. Der Mutter gehe es ordentlich. Es sei keine Lebensgefahr. Leberecht erzählte seiner Frau sein Pech mit der Zwanzigernote. Und nun kam das Mißgeschick an den Tag! Frau Redlich beichtete ihren Griff in die Vereinskasse.

«Ei du Tüpfli — wie kann man auch!», sagte Leberecht. «Jetzt schreibe sofort den Rechnungsrevisoren, was du da mit dem Zwanzigernötli Dummes angestellt hast!» Frau Redlich tat es.



Aber schon hatte das Gelafer begonnen. Einer der Rechnungsrevisoren muß seiner Frau von den fehlenden 20 Franken erzählt haben. Diese trug die Sache weiter in den Konsumladen, und bald wußte das ganze Dorf davon. Wie es so geht: Einer sagte es dem andern, die meisten taten noch etwas dazu, und aus der Zwanzigernote wurde lawinenartig eine Tausendernote und es war nur noch die Frage, wieso der Glünggi von Polizist den Redlich noch nicht eingesperrt habe. Die Leute grüßten Redlichs

nicht mehr und ihre Kinder wurden in der Schule von den Kameraden verspottet und keiner wollte mehr mit ihnen spielen.

Da erschien im Landanzeiger groß aufgemacht eine «Ehren-Erklärung», worin der Vorstand des Turnvereins Reckhausen seinem verdienten Kassier volle Satisfaktion erteilte, das heißt, dartat, daß seine Kas-senführung wie alle Jahre auch heuer tadellos war. Vor weiterem Gelafer werde gewarnt unter Androhung einer Anzeige wegen Verleumdung.

Jetzt grüßten die Leute Redlichs wieder auf der Straße, sirupsüß viele, und alle taten so, als ob sie nie auch nur ein Ster-

benswörtchen von dem Geschwätz ge-glaubt oder gar gesagt hätten. Und die Schüler spielten wieder mit Redlichs Kin-dern. Aber der Familie Redlich war das Dorf verleidet. Sie suchte und fand einen andern Wohnort. Vergeblich hatte man zu-vor Leberecht Redlich noch schnell zum Ehrenmitglied des Turnvereins Reckhau-sen befördert. —

Diese Geschichte ist frei nach Tatsachen gestaltet. Sie könnte auch unter Gehör-losen passiert sein. Denn auch hier men-schelt es wie überall. Darum Vorsicht! Glaube nicht alles, was gelafer wird! Und vor allem: Schwatze es nicht weiter! Gf.

Aus der Welt der Gehörlosen

*Reiseerlebnisse Gehörloser, Berichte von
Tagungen, Vereinsmitteilungen*

Respektlos

Im Brief an seine Gewerbeschüler von Herrn Walther lese ich da etwas, was mich nicht freut. Sein Mitpatient leistete sich einen üblen Scherz, indem er sich einer Blutentnahme entzog und heimlicher-weise Veltliner Wein ins Reagenzglas füllte. Scherzen darf man im Spital schon, da das die Heilung fördert. Aber was der Patient da machte, bedeutet eine Behin-derung der Untersuchungsarbeiten seitens des Personals, das ihm helfen wollte. Der Patient hat ja vor den verantwortungsbe-wußten schweren Arbeiten — die meist Tag und Nacht ausgeführt werden — ganz und gar keinen Respekt mehr. Dieser Pa-tient verdient eine Tracht Prügel oder die Entlassung aus dem Spital.

Ich kannte auch einmal einen Mitpatienten, der wegen eines Beinbruchs zwei Jahre lang in Spitalbehandlung lag und dessen Bruch nie heilen wollte. Er schimpfte auf den Chefarzt «Das ist eine Pfuscherei . . .» Dann sagte der Arzt: «Wenn Sie das noch einmal sagen und Ihnen nichts paßt, dann können Sie gehen . . .» Damit verschaffte

sich der Arzt von ihm den nötigen Re-spekt.

Noch etwas: Aus Herrn Walthers Brief er-sehe ich, daß er in der medizinischen Ab-teilung war, also sind dort richtige Kranke in Behandlung. Daß dort Wein geduldet wird, paß in die Spitalordnung nicht hin-ein, denn das schadet den Kranken mehr als es hilft. Andererseits hätte in den Ab-teilungen, wo «gesunde» Unfallpatienten in Behandlung sind, niemand etwas dage-gen, daß dort Wein getrunken wird, da diese Patienten im Grunde genommen ja nicht krank sind.

R. S.

Lieber R. S.! Das mit dem Wein im Reagenzglas war ein köstlicher Witz! Ich bin überzeugt davon, daß das ganze Laboratorium lachte über den Schalk von Patienten und daß dem Personal dieses Lachen im Gleichmaß seiner schweren Tagesarbeit bekömmlicher war, als der tie-rische Ernst, der aus Ihren Zeilen spricht. Denn hier «lachte» ein Kranker über sein eigenes Leid und «Humor ist, wenn man trotzdem lacht!» Je-denfalls übernimmt Gf. die volle Verantwortung für den beanstandeten Brief, den er ohne Er-mächtigung Herrn Walthers veröffentlicht hat.